

ständen für ihre kleine Herde eintraten. Aber trotzdem bleibt das Ganze schemenhaft, weil die Quellen zu dürftig sind. Wir hören sozusagen nichts von der eigentlichen Missionstätigkeit, von den apostolischen Anstrengungen und Erfolgen der Missionare, von ihrer Methode, die Ungläubigen zu gewinnen und sie ins Christentum einzuführen, von ihren Schwierigkeiten und Leiden. Um so mehr dürfen wir dem Autor danken, daß er in entsagungsvoller Arbeit Steinchen um Steinchen zusammengetragen hat, um wenigstens ein Gesamtbild der großen Linie zu gestalten. Es hätte dem Bilde vielleicht mehr Klarheit und Plastik gegeben, wenn die dem Leser im allgemeinen nicht ganz klaren Verhältnisse von Ort und Zeit in der Darstellung mehr berücksichtigt worden wären. Die Geschichte der einzigartigen Kongregation der Unitoren, die S. 141—150 bis zur vollen Eingliederung in den Dominikanerorden behandelt wird, gehört ganz sicher in die Geschichte der Peregrinanten hinein, die ihre Lehrmeister waren, und deren Vikar die Jurisdiktion über sie ausübte. Aber die Darstellung hätte deshalb m. E. noch weitergehen sollen. Hier gerade wäre Gelegenheit gewesen zu zeigen, wie weit die Dominikaner es verstanden, sich in die orientalische Psyche hineinzufinden. S. Weber erklärt in seinem Artikel über die Unitoren im KHDL. von Buchberger II c. 2506: „Ihren Zweck erreichte sie (die Gesellschaft der U.) nicht, weil sie das nationale Empfinden durch Einführung des lateinischen Ritus verletzte und so dem Sieg ihrer Gegner unter Johannes Kachik Vorschub leistete“. Die Unitoren haben gewiß ihren Zweck zum Teil erreicht, indem sie stets die beste Stütze der Union gewesen sind, und zum Teil wenigstens haben sie auch auf das nationale Empfinden Rücksicht genommen, insofern sie das Armenische als liturgische Sprache beibehielten.

P. Dr. Benno Biermann O.P.

Bruno Gutmann, Die Stammeslehren der Dschagga. Arbeiten zur Entwicklungspsychologie, hrsg. von Felix Krueger. 12. u. 16. Stück. Bd. 1: XVI, 671 S.; Bd. 2: XXI, 642 S. 8°. C. H. Beck, München 1932 u. 1935.

Das ganze Werk bedeutet ein Jahrhundert. Der Verfasser ist längst als erster Vertreter der Dschagga bekannt, er scheint das vollste Vertrauen seiner Schützlinge zu besitzen, eine Eigenheit, die mit der außergewöhnlich erfolgreichen Beobachtung des Verfassers solch ein Werk zustande brachte. Das Recht der Dschagga von Gutmann hat schon das beste Aufsehen gemacht, durch das heute vorliegende Werk, dessen 3. Bd. noch aussteht, wird es nur noch überholt werden.

Der Verfasser steht seinem Volke mit einer warmen Lebensfühlung gegenüber, die aus jeder Zeile zu uns spricht. Man kann in der Vergleichenden Völkerkunde nur an Werke denken wie Preuß „Die Cora“, Spieth „Die Ewe“, oder einige andere. Doch überholt Gutmann auch diese alle wegen der Ursprünglichkeit seiner Darstellung: er läßt das Volk und seine Fachvertreter sprechen und auftreten, er sorgt nur, daß sie ordnungsgemäß an die Reihe kommen, daß uns alles neben dem Text der Eingeborensprache auch noch in deutscher Sprache wiedergegeben wird. Aber auch in unserer deutschen Sprache kommt er dem Idiom der Eingeborenen so nahe, daß man oft genug nur mit vollstem Einleben erfährt, worauf es im vorliegenden Falle ankommt.

Die Einleitung führt uns in die Geographie und Situation des Volkes ein, das am Süd- und Südostabhang des Kilimandscharo in Ostafrika wohnt. Man erfährt, daß der Stamm, 140 000 Seelen stark, als Bantu-Hamiten angesehen wird, seit 1848 in die europäische Literatur Eingang fand, bis heute aber sehr erheblich europäisiert worden ist. Es war aber ein Stab von Eingeborenen selber, der an die Erfassung und Abfassung des Textes eigenhändig, allerdings unter Leitung Gutmanns, herantrat. Es ist dabei interessant zu beobachten, daß das ganze Werk wie aus gewissen Sentenzen, Sprüchen, Sprichwörtern oder Dikta entsteht, an diese immer anschließt, und

Verf. verrät uns, daß auch auf diese Weise das Ganze zustande kam. „Ihr Trieb zur Mitteilung konnte auch nur durch Mitteilung, nicht durch unmittelbare Befragung geweckt werden“ (I 3). Mehrere zusammen, nachdem sie den Ernst der Sache erfaßt hatten, sahen sich oft in kleineren oder größeren Widersprüchen; das zwang zur Selbstkritik und zur Einigkeit. Einer nahm die Sache in die Hand, gewöhnte die anderen daran, in die Feder zu diktieren, und so entstand ein Werk, das die Seele eines ganzen Volkes enthält, bloßgelegt, uns vorführt. Aber dennoch war das nur die Vorarbeit. Als schließlich nur noch der Hauptleiter Mlasanj Ndschau übriggeblieben war, konnte dieser endlich die Ausführung unter steter Kontrolle innerhalb vier Jahren durchführen. Man kann am Ende immer nur wieder staunen, daß in den Einzelseelen eines Negervolkes eine solche Summe von Ideen, und zwar in einer solch herrlichen Abgeklärtheit vorliegt. Wir erinnern uns, daß einst auch die mittelamerikanischen und südamerikanischen Missionare schon Versuche zu solchen Aufzeichnungen machten, die teilweise von Erfolg gekrönt waren, die gerade im Mexikanischen durch Sahagun ihre höchste Höhe erreicht hatten. Hier haben wir in Gutmanns Arbeit eine solche Höhe vor uns. „Die Stammeslehren haben das Völklein der Wadschagga einst wirklich wie der Saft den Baum durchtränkt und in jedem einzelnen ein mehr oder minder deutliches Verantwortlichkeitsbewußtsein um die größeren Zusammenhänge geschaffen, in die sein Leben mitverbunden war“ (I 5). Es sind vor allem Bilder und Gleichnisse, in denen sich ihre Lehren aussprechen, oft für uns unverständlich, aber dem Kenner um so eindringlicher bewußt. Diese „Bilder und Gleichnisse, in die sich ihre Lehren verhüllen, befruchteten vielseitig Rede und Lied, regten zu Deutungen und Nachschöpfungen an und verwurzelten sich feinfädig schon in der Kindesseele“ (I 5).

Der Stoff des Buches selber zerfällt nun in folgende Gruppen: A. Lehren vor der Beschneidung: a) Kindüberkleidung und Ohrdurchbohrung, b) die Enkellehren. B. Lehren nach der Beschneidung: a) Haingang, b) Vorlehren, c) Lagerlehren, d) Hochzeitslehren, e) Großhochzeitslehren.

In „Kindüberkleidung“ und „Haingang“ beginnen wir, die Eigenart der Sprache des Verfassers für die Übersetzung kennenzulernen. Es ist eine Distanz von unserer Tagessprache, aber sie schien notwendig zu sein, dem Gebotenen jene Weihe zu bewahren, die über dem Ganzen ruht, wie über etwas so Monumentalem, das seinesgleichen sucht. Fast ist es schade, wenn wir es wagen, in den Stoff tastend einzutreten, da man zu leicht der Ansicht wird, damit wisse man dann schon genug. Doch wollen wir zuerst eine Übersicht zu gewinnen suchen.

Der Inhalt S. V entspricht oben A und B a). Doch heißt die Ohrdurchbohrung „seines älteren Geschwisters“. S. XI—XVI wird dann eine systematische Übersicht geboten, die die Beziehungseinheiten in den Enkellehren vorführt. Die Sentenzen sind unter Gruppen gefaßt: wie „Gott und Himmelsmensch“, darunter: Da ist ein stiller Beobachter, der dich beobachtet S. 84; Vom Zehenanstoßen und vom Übriglassen S. 86; Dem Tölpel sollst du es häufen, damit er sich geliebt glaube S. 135; usw. So gehen die Sentenzen ihren Weg weiter, aber die Seitenzahlen überspringend, denn dazu werden dann Stücke eingeschoben, die vorn nur den Seitenzahlen nach angegeben werden, im Text aber ihre Titel haben, wie, mit S. 92 beginnend: Der Mensch und sein Kamerad, das ist etwas Schönes, 92—96; Übt keine Meintat als Eßgemeinschaft 96—100; Die Fleischbissenlehre 100—103; Der Blutbund über der Eßschüssel, usw., aber S. 135: Dem Tölpel, wie oben, läuft in derselben Reihe weiter. Vielfach liegt eine Handlung zugrunde, die als Unterlage für das Beispiel dient. So z. B. S. 92: Der Mensch und sein Kamerad: Wie sich die Knaben aus der Nachbarschaft mit seinen (des Erzählers) Enkeln zu einer Kameradschaft zusammengewöhnt haben, so heißt sie der Großvater eines Tages zusammen auf sein Liegefell niedersitzen. Seine Frau bringt einen Topf mit Brei. Der Großvater beginnt zu essen, die Knaben sollen es auch tun, alle der Reihe nach. Jeder nimmt den Löffel, ißt, stellt den Löffel

in den Brei zurück. Und wenn es zur Neige geht, ermahnt er sie, weniger auf den Löffel zu nehmen, damit es herumreiche. Dann spricht er: „Schaut an, meine Enkel! Da sei keiner, der heimlich vor seinen Kameraden etwas ißt. Wenn du heimlich vor deinen Kameraden etwas ißt, so gewöhnst du dich dessen und wächst damit heran. Von da her vervielfacht du dir die Schickungsfolgen, die dir zu groß werden. . . . Wenn ihr so handelt, das ist recht und schön. Und der Sohn des Himmels wird euch emporführen wie Rauch vom Biere, und ihr werdet so weit kommen wie ich.“ Alles zuerst im Urtext, dann übersetzt. Und so besteht das ganze Werk aus solchen Einzelstücken, die ein großes Ganzes bilden.

Die zweite Reihe im systematischen Index heißt: Mensch und Erde. Darunter einige Gruppen: Laß die Arme nicht schlappen 164; Die Zunge diene der Bindung, nicht dem Nahrungserwerbe 166, usw. Dann: Mensch und Ahnherr mit Untergruppe: Hebe die Milch nicht auf im Euter, wo sie sich nicht vermehrt. Je am Schluß der Zusätze kommt auch eine Reihe von Zusätzen, betitelt Haingang, d. h. der Gang in den Hain nach der Beschneidung (I 9), wie Gutmann ihn in seinem „Recht der Dschagga“ Abschnitt 21 beschreibt. Ob das nicht einen Zusammenhang hat mit dem Ver sacrum der Alten, denn eine Wanderung oder Auswanderung oder Siedlung scheint damit zu beginnen. Sippengemeinschaft, Mütter und Großeltern, Mensch und Sippenschwester sind weitere Haupttitel. Der Titel: Das Mädchen und seine Ehre hat einen schönen Untertitel: Solange ein Vöglein nicht herumflattert, fängt es auch kein Knabe ein. Aber alle Untertitel sind nur solche Sentenzen, die oft drastisch sind: Das Gebein eines andern (d. h. seine Schwester) ist ein Süßtrank. Kinder sind kein Kehrlicht. Werde zur Hälfte ein Mädchen. Sie trennen sich und haben kein getrübbtes Wasser getrunken. So kommen also öfter die Untertitel unter mehreren Haupttiteln vor, da sie mehrfach hingehören. Sehr stark kommt die Verbundenheit mit den Ahnen zur Geltung, so bei der Beschneidung: Nach der Ermahnung ergreift der Großvater den Becher, nimmt aus ihm ein wenig Bier in den Mund, speichelt das gen Himmel und betet dazu: „O du, mein Stützer, ich speichle dir Bier! Hilf mir, meine Kinder zu stützen, deine Enkel und die unsrer zwei. Hilf mir, sie zu stützen, damit sie nicht vom Schemel gleiten.“ Auf der Mitte des Hofes gießt er das Trankopfer für den Himmelsmenschen dar. Einen zweiten Opferbecher für die Ahnen aber unter der Drazänenhecke, da diese sich nicht unter freien Himmel wagen. Dazu das Gebet: „Da ist das Eurige! Ihr Alten, die ihr unsre Großväter seid, denkt nicht, wir hätten euch vergessen. Ihr wolltet uns beruhigen, ihr wolltet uns behüten, und danach sind wir doch bestohlen worden! Wo waret ihr da? Ihr habt uns zugesagt: wir wollen euch die Kinder bewahren, und die Kinder sind danach doch vergangen . . . Eure Trester, da sind sie, damit ihr nicht meint, wir vergäßen euch. Nur kommt nicht zu stehlen! Unser Stützer kommt, die Kinder auf ihrem Sitze zu stützen.“

Der 2. Bd. behandelt die Zeugung und jeglichen Zusammenhang damit. Hierin gibt es ein Unterkapitel „Das Wesen des gestillten und geformten Menschen“ mit 47 Unterpunkten, die die gesamte Ethik oder Moral des Menschen umfassen: 1. Übt Rücksicht mit 8 Erzählungen; 2. Übt Vorsicht mit 32 Erzählungen, unter denen besonders die Kербstocklehren eine Rolle spielen, vom Stengel der Pflanze benannt, der mit seinen Knoten die Entwicklung des Kindes anzeigt. Den Schluß bildet eine Reihe „Abwehr der Verderbensmächte“, wie Beschwörungen: Halswirbelbeschwörung II 165; Opferung eines Schafes zur Entsühnung des entfallenen Gewandes der Frau II 405; Von der Hüfte soll es sich zur Schulter wenden 165; 534; Der Klapperfluch 583; Die Selbstverwünschungen von Lehrbeistand und Mutterbruder 617.

Wir wollen aufhören. Es ist hier unmöglich, in das ganze geradezu ungeheuer umfassende Material Einblick zu nehmen, nur ein längeres tiefes Studium wird einen mit dem Stoff in seiner ganzen Bedeutsamkeit vertraut machen. Oder auch noch nicht! Denn es gehört ein überaus starkes Ein-

leben dazu, hinein in diese Bildhaftigkeit, in diesen Sentenzenreichtum, in diese Bildersprache, die nur einem ganz Vertrauten mit Volk und Sprache, mit Herz und Seele eines solchen Volkes gegeben ist. Manchmal wissen es nur die Alten, oft lebt es nur bei den Jungen, wie es noch immer gärt und noch längst nicht ausgegoren ist, man kann dort nur auf Nachträge warten, die nie ein Ende finden. So ist es auch uns: das Buch hat den Charakter der Unendlichkeit, da es zeigt, wie man von neuem daran gehen könnte, die Seele eines solchen Volkes auszuhorchen und zu schildern, zu schildern nur in eigener Selbstschilderung.

Mit höchstem Interesse erwarten wir den 3. Bd., der uns eine gewisse Abrundung des Geisteslebens dieses Volkes geben wird. Wir dürfen gewiß sehr viel erwarten, da uns bisher schon so überaus viel geboten wurde.

F. Hestermann.

Wilhelm Schmidt, Handbuch der Methode der kulturhistorischen Ethnologie. Mit Beiträgen von Wilhelm Koppers. Aschendorff, Münster i. W. 1937. 8°, XVI u. 338 S. Geh. RM 7,60; geb. RM 9,40.

Worauf die Wissenschaft lange gewartet hatte, das ist nun erschienen. Man hatte immer auf Graebners Darstellung hingewiesen, aber man kann nicht sagen, daß dessen Werk besonderen Anklang gefunden hat. Das lag mehr an der Form als am Inhalt. Vor allem scheint man es nicht gerade als sehr gut empfunden zu haben, daß der fast handschriftlich gebildete Historiker so stark in den Vordergrund getreten war. Das ist nun hier anders versucht, wie sehr man auch Graebners Vorarbeit als Unterlage schätzt. Daß wir überhaupt uns mit dem Werk beschäftigen, ja beschäftigen müssen, das liegt darin, daß wir hier den ersten Versuch unternommen sehen, die Stufen der Religionen bei den Naturvölkern in historischer Sicht zu zeigen. Freilich handelt es sich zunächst um die Kultur eines Volkes. Aber nicht nur um die materielle, sondern auch und sogar noch mehr um die geistige, die sich besonders in Religion, Sprache und Gesellschaft gliedert. Die Religion und ihre vergleichende Wissenschaft kann nur gewinnen, wenn Sprache und Soziologie sie begleiten. Sie würde noch mehr gewinnen, ja unendlich mehr als bisher, falls wir durch systematisches Studium Einsicht in die Zeitstufen gewännen, die sicherlich in der Geschichte der Menschheit vorliegen. Diese Möglichkeit zu zeigen, will die Aufgabe vorliegenden Werkes sein. Doch wird diese Methode schon seit einer Reihe von Jahren angewandt und gepflegt: Ratzel begann 1887, Frobenius 1898, Graebner und Ankermann traten zuerst 1904 auf. So versteht man, daß dem Verf. daran liegen mußte, die Sympathie oder Apathie der Fachkollegen zu zeigen, was eigentlich noch kurz genug ausgefallen ist. Zeigt dann das II. Kapitel Feld- und Museumsmethode, so beginnt die Darlegung der Historizität der Ethnologie mit dem III. Kapitel, das Kulturbeziehungen kritisch feststellt, genauer die Kritik der Feststellungen lehrt oder lehnen will. So Kap. IV Kulturkreise, Kap. V innere Kulturentwicklung, Kap. VI kulturelle Ursächlichkeit, während das letzte Kapitel die Methode der Ethnologie und ihre Hilfswissenschaften behandelt.

Das Ganze ist mit einer sehr eingehenden Akribie dargestellt. Vor allem will einem das fundamentale Abrücken von der schon genannten fast handschriftlichen Historizität Graebners mehr imponieren, wenngleich es sicherlich auch für die Ethnologie nur eine Wesensbedingung ist, ihre Methode nur aus sich selbst herauszuarbeiten. Und das, so will mir scheinen, ist in einem ganz enormen Maße gelungen. Doch dürfte auch die Kettenforschung, wie wir sie früher immer genannt haben, nicht an Eindrucksfähigkeit verlieren: Je komplizierter die Termini des Vergleichs sind, je weniger diese Kompliziertheit durch eine innere oder äußere Notwendigkeit bedingt ist, um so stärker ist der Eindruck wissenschaftlich erhärteter Wahrscheinlichkeit bis Sicherheit. Daher denn auch die Linguistik immer diesen Eindruck hinterläßt, da ihre Lautgesetze eine Summe von fast unübersehbaren Kompliziert-